



ARBEIT und NATUR – Feministische Perspektiven

Von Nora Rätznel

Der ursprüngliche Text des Impulsvortrags ist nicht mehr vorhanden; die Autorin hat uns einen inhaltlich ähnlichen Beitrag geschickt mit dem Titel:

Arbeit – Natur – Geschlechterverhältnisse *Eine marxistisch-ökofeministische Perspektive*

Die allermeisten Perspektiven eines ‚grüneren Lebens‘ oder eines Postwachstums sind vor allem konsumtionskritisch. Sie beklagen zu Recht den Massenkonsum in den reichen Ländern des globalen Nordens, die umweltzerstörerische Nutzung von Energie, die Autoflut, die Plastikberge, etc. Was aber meist nicht im Zentrum steht, ist die Produktion, die diese Konsumwaren herstellt. Das bringt es mit sich, dass die Arbeitenden ebenso wenig in den Blick kommen.

Was bei aller Unterschiedlichkeit diesen notwendigen und wichtigen Perspektiven gemeinsam ist, ist ein Verhältnis zur Natur, das diese als ein Anderes, etwas außerhalb der eigentlichen Arbeitsverhältnisse Existierendes wahrnimmt. Etwas, das es zu schützen gilt vor Raubbau. Der Schutz der Natur wird wahrgenommen, wie es im Programm des Internationalen Währungsfonds (IMF) heißt, als etwas, das soziale Kosten verursacht. Ein notwendiges Übel, sozusagen. Dagegen ist für ihn der Schutz der Arbeit ein positiver sozialer Wert.

Ein ganz anderes Konzept haben die indischen Assoziationen von Kleinproduzent/innen. Für sie ist der Zusammenhang von Natur und Arbeit Ausgangspunkt ihres Denkens und Handelns. Natur wird nicht als ein außerhalb der Arbeit existierendes Element gedacht, sondern als Bestandteil der Arbeit. „Wir sind Teil der Umwelt“, formuliert der Sprecher der Fischer in Kerala. „Natur und Arbeit müssen ihre Beziehung miteinander aushandeln“, formuliert die Sprecherin der selbständig produzierenden Frauen in Indien (SEWA). Ihre Positionen unterscheiden sich nicht nur von den Gewerkschaften im globalen Norden, sondern auch von den Industriegewerkschaften in Indien selbst.

Die Entgegensetzung von Natur und Arbeit, in der die Arbeit als die alleinige Quelle des Wohlstands gesehen wird, ist eine historisch gewachsene Sichtweise in den Arbeiterbewegungen des Nordens. Es ist eine Sichtweise, die schon in ihrer ersten Formulierung, im Gothaer Programm der deutschen Sozialdemokratie, kritisiert wurde. Dort hieß es: „Die Arbeit ist die Quelle allen Reichtums und aller Kultur, *und da* nutzbringende Arbeit nur in der Gesellschaft und durch die Gesellschaft möglich ist, gehört der Ertrag der Arbeit unverkürzt, nach gleichem Rechte, allen Gesellschaftsgliedern.“ (Gothaer Programm der deutschen Arbeiterpartei, 1875) Dagegen argumentierte Marx: „Die Arbeit ist *nicht die Quelle* alles Reichtums. Die *Natur* ist ebenso sehr die Quelle der Gebrauchswerte (...) als die Arbeit, die selbst nur die Äußerung einer Naturkraft ist, der menschlichen Arbeitskraft.“ Und Marx fährt fort: „Nur soweit der Mensch sich von vornherein als Eigentümer zur Natur, *der ersten Quelle aller Arbeitsmittel und -gegenstände*, verhält, sie als ihm gehörig behandelt, wird seine Arbeit Quelle von Gebrauchswerten, also auch von Reichtum. Die Bürger haben sehr gute Gründe, der Arbeit *übernatürliche Schöpfungskraft* anzudichten; denn grade aus der Naturbedingtheit der Arbeit folgt, daß der Mensch, der kein andres Eigentum besitzt als



seine Arbeitskraft, in allen Gesellschafts- und Kulturzuständen der Sklave der andern Menschen sein muß, die sich zu Eigentümern der gegenständlichen Arbeitsbedingungen gemacht haben. Er kann nur mit ihrer Erlaubnis arbeiten, also nur mit ihrer Erlaubnis leben.“ (*Kritik des Gothaer Programms*; Hervorhebung Rätzel)

Die Bourgeoisie hat also ein Interesse daran, der Arbeit „übernatürliche Schöpfungskraft“ zuzusprechen. Der Grund für diese ungewohnt klingende Wertschätzung der Arbeitenden liegt darin, dass die Natur als notwendige Bedingung der Arbeit zum Privateigentum des Kapitals wird. Solange also gedacht wird, dass die Arbeitenden alle Werte schaffen, bleibt die Privatisierung der Natur unsichtbar und damit unhinterfragt. Die Arbeitenden bleiben so in permanenter Abhängigkeit von den Eigentümern der Produktionsmittel, die in letzter Instanz ihren Ursprung in der angeeigneten und ausgebeuteten Natur haben. Man kann also argumentieren: eine Arbeiterbewegung, die die Natur als Bedingungen der Arbeit nicht in ihre Politik einbezieht, reproduziert die Trennung der Arbeitenden von ihren Arbeits- und Lebensbedingungen. Sie überlässt diese Arbeitsbedingung und damit die Lebensbedingung der Arbeitenden dem Kapital, der privaten Verfügung und zementiert so die Abhängigkeit der Arbeitenden vom Kapital. Die Folgen dieser Abhängigkeit sehen wir in den Auseinandersetzungen um umweltschädliche Arbeitsplätze, in denen Gewerkschaften sich gemeinsam mit dem Kapital für den Erhalt oder die Schaffung solcher Arbeitsplätze einsetzen. Das entscheidende Problem ist hier der Mangel an Alternativen. Die Perspektive „grüner“ Berufe in einer fernen oder auch nahen Zukunft birgt keine Sicherheit für Arbeitende, deren Arbeitsplatz hier und jetzt verloren geht. Abgesehen davon, dass grüne Arbeit ja nicht gleichbedeutend ist mit guter Arbeit, wie oft genug nachgewiesen wurde.

Angesichts der oft halbherzigen, zuweilen feindseligen Haltung von Gewerkschaften gegenüber der Notwendigkeit, die untrennbare Beziehung zwischen Arbeit und Natur zu erkennen und sich dementsprechend für eine grundlegende Transformation der Produktionsweisen einzusetzen, die dieses Verhältnis ins Zentrum setzt, stellt sich die Frage, ob marxistische Ökofeministinnen sich überhaupt mit gewerkschaftlichen Politiken auseinandersetzen sollten. Da für uns als Marxist*innen, Arbeit, ob bezahlt oder unbezahlt, die Grundlage menschlicher Entwicklung ist, bleibt uns meines Erachtens gar nichts anderes übrig, als die Kooperation mit Arbeitenden in allen Bereichen zu suchen und das schließt ihre Vertreter*innen ein. Wie schwach oder stark, wie fortschrittlich oder rückwärtsgewandt eine jeweilige Gewerkschaft sein mag, ihr Ziel ist es, die Arbeitenden zu schützen und mit diesem Ziel stimmen wir prinzipiell überein. Die Frage ist nur: Kann der Schutz der Arbeitenden weltweit mit dem Schutz der Natur als der Grundlage menschlichen und außermenschlichen Lebens auf der Erde in Einklang gebracht werden? Und noch eine Frage stellt sich: Welcher Arbeitsbegriff sollte die Basis einer solchen Perspektive sein?

Ein Arbeitsbegriff, der nur die bezahlte Arbeit im Blick hat, ignoriert ein weites Feld gesellschaftlich notwendiger Arbeit, die unbezahlte Arbeit, die immer noch vorwiegend von Frauen geleistet wird. Diese Arbeit macht ungefähr die Hälfte der gesamten gesellschaftlichen Arbeit aus.

Warum ist die Erweiterung des Arbeitsbegriffs um die unbezahlte Arbeit wichtig?

1. Zunächst ganz einfach, weil ohne diese unbezahlte Arbeit die Gesellschaft nicht existieren, die Arbeitenden sich nicht reproduzieren könnten. D.h. die Produktion des Lebens (allgemein Reproduktion genannt) ist ebenso notwendiger Bestandteil des menschlichen Überlebens wie die Produktion der Mittel zum Leben (ich schreibe das hier



so umständlich, um beim Wort Lebensmittel nicht die einengende Assoziation von Brot, Käse, Fleisch, etc. zu provozieren). Zur Produktion des Lebens gehört das Gebären, die Fürsorge für Kinder und Alte, ganz allgemein, die Fürsorge der Menschen füreinander.

2. Die Geschlechterverhältnisse können nicht grundlegend verändert werden, wenn das Verhältnis zwischen der Produktion der Lebens-Mittel und der Produktion des Lebens nicht zusammen gedacht und zusammen verändert werden. Es reicht nicht aus, sich dafür einzusetzen, dass Frauen in Führungspositionen kommen, oder sich bspw. mehr in den Gewerkschaften engagieren, wenn die Arbeit der Fürsorge weiterhin als Privatangelegenheit, als Verteilungsproblem zwischen Partner*innen betrachtet wird. Die bezahlte Arbeit selbst muss verringert werden, damit Männer wie Frauen Zeit für die Arbeit der Fürsorge haben.

Ökofeministinnen argumentieren, dass die Arbeit der Fürsorge für andere, für die Reproduktion der Arbeitskraft, der Produktion des Lebens, näher an der Natur ist, dass sie daher einer anderen Logik gehorcht als der Logik der profitorientierten Produktion, wo es um Kosten-Nutzen-Rechnungen geht, um immer größeres Wachstum im Profitinteresse. Viele Ökofeministinnen beziehen in diese Definition der anderen Logik, in der so gearbeitet wird, dass der Natur zurückgegeben wird, was man ihr entnimmt, auch die Subsistenzwirtschaft ein, die von kleinen Bauern und indigenen Bevölkerungen „am Rande“ der profitorientierten Zentren geleistet wird. (vgl. Ariel Salleh <http://www.arielsalleh.info>). Ein Beispiel dafür wären die Kleinproduzent/innen deren Sprecher und Sprecherin schon zitiert wurden.

Ich habe da meine Zweifel. Sicher ist, dass *im Prinzip* der sogenannte Care-Bereich, der Bereich der Fürsorge für andere einer anderen Logik folgt und auch einer anderen Zeitstruktur. Man kann nicht mit der gleichen Effizienz ein Kind zu Bett bringen mit der man in der Industrie Gegenstände produziert. Insofern lässt sich aus dieser Arbeit etwas für die Perspektive einer vom Wachstum- und Profitzwang befreiten Arbeitsweise lernen. Das gilt auch für die ökologisch produzierende Landwirtschaft, die der Natur zurückgibt, was sie ihr entnimmt.

Allerdings, wo die Fürsorge individuell in der Kleinfamilie und als vom gesellschaftlichen Ganzen abgetrennter Bereich fungiert, hält auch hier die konkurrenzhaftere Effizienz Einzug in die Arbeitsweise: Elitekinder heranziehen, sein Kind nicht mit Einwandererkindern auf eine Schule schicken, weil es dort nicht genügend lernt, etc. Solches, dann in der öffentlichen Debatte den individuellen Eltern angelastete, Fehlverhalten (Helikoptereltern) zeigt,

1. wie notwendig es ist, diese bislang weitgehend unsichtbare Arbeit zum Gegenstand gesellschaftspolitischer Transformation zu machen,
2. dass es nicht nur auf die Art der Arbeit, auf ihren Inhalt ankommt, sondern auf die gesellschaftlichen Verhältnisse, in denen jegliche Art von Arbeit (bezahlt oder unbezahlt, Produktion der Lebens-Mittel oder Produktion des Lebens) geleistet wird. Diese bestimmen, ob die Arbeit den Raubbau an den Arbeitenden, an der (Über-) Lebensfähigkeit der Mensch-Natur-Allianz betreibt, oder ob, im Gegenteil, dieses Verhältnis verallgemeinerungsfähig weiter entwickelt wird.

Diese Dreierallianz von Arbeit, menschlicher und außermenschlicher Natur zu berücksichtigen scheint zuweilen Gewerkschaftsperspektiven zu überfordern, deren Kernziel die Fürsorge für die Lohnabhängigen ist. Wir finden jedoch in der Geschichte der Arbeiterbewegungen eine Menge Beispiele für einen die Geschlechterverhältnisse und das Arbeit-Natur Verhältnis einschließenden Arbeitsbegriff, auch wenn er häufig den männlichen Arbeitenden von den weiblichen Arbeitenden mit einigem Druck aufgenötigt werden musste. Ein wunderbares Beispiel dafür zeigt der Film ‚Das Salz der Erde‘. (US-



amerikanischer Film von Herbert Biberman aus dem Jahr 1954, der von streikenden mexikanisch-amerikanischen Bergwerkarbeitern in New Mexico handelt.) Wir finden auch zahlreiche Beispiele gewerkschaftlicher Kämpfe, die sich nicht auf die Sicherung von Arbeitsplätzen und Löhnen reduzieren lassen, sondern sie sogar aufs Spiel setzten, um die Vision einer gerechten Gesellschaft zu verwirklichen. Der Kampf gegen Apartheid in Südafrika, die Kämpfe gegen die Diktaturen in Chile, Brasilien, und Argentinien sind solche Beispiele. Ein solcher umfassender, weltweiter Kampf gegen die zerstörerische Ausbeutung von Arbeit und Erde ist heute im wahrsten Sinne des Wortes lebensnotwendig.

Zusammenfassend also mein Argument:

- a) Eine marxistisch-ökofeministische Politik sollte die Arbeit als ein Allianzverhältnis zwischen den bezahlt und unbezahlt Arbeitenden und der Natur begreifen. Arbeit und Natur sind untrennbare Elemente bei der Produktion des Lebens und der Produktion der Mittel zum Leben. Bloch prägte den Begriff der „Allianztechnik“, einer „mit der Mitproduktivität der Natur vermittelten“ Technik, die die „äußerliche“ Technik ersetzen sollte. (Bloch 1959/1978, II, 807).
- b) Die These ist also, dass die Verteidigung von Arbeiter*inneninteressen nur erfolgreich sein kann, wenn sie die Bedingungen der Arbeit, das heißt, die außermenschliche Natur ebenso mit einbezieht wie die unbezahlte Arbeit. Das bedeutet aber auch, die gesellschaftlichen Verhältnisse, in denen dieses Allianzverhältnis gelebt wird, in denen gearbeitet wird, mit einzubeziehen. Die Natur kann nicht weiter dem Privatbesitz überlassen und damit der Kontrolle der Gesellschaftsmitglieder entzogen werden. Der Slogan: „No jobs on a dead planet“ reicht nicht aus, weil er nicht benennt, welche Verhältnisse es sind, die diesen Planeten töten. Um seinen Tod zu verhindern, braucht es die gesellschaftliche Kontrolle über seine Reichtümer.
- c) Eine Perspektive für eine nachhaltige, gerechte Gesellschaft müsste die unbezahlte, weitgehend unsichtbare Arbeit der Fürsorge mit der bezahlten Arbeit der Produktion der Mittel zum Leben verknüpfen, sich also auf keine Art der Arbeit reduzieren.

Welche Praxen könnten uns diese Perspektiven näher bringen?

1. Den Arbeitenden gebührt nicht nur das Recht auf einen „gerechten Übergang“ (just transition) – auf eventuelle Programme für gute, „grüne“ Berufe. Auch in solchen Forderungen, selbst in der Forderung nach ‚Mitspracherecht,‘ sind die Arbeitenden immer noch Objekt einer von oben formulierten *für sie* und nicht *von ihnen* formulierten Politik. Es sind aber die Arbeitenden in allen Bereichen, die die besten Kenntnisse darüber haben, wie Produktion anders organisiert werden kann – anders im Sinne besserer Arbeitsweisen, nachhaltiger Arbeitsweisen, nachhaltiger Produkte.

2. Wenn wir eine alternative, an der Fürsorge für Mensch und Natur ausgerichtete Arbeits- und Lebensweise dort finden wollen, wo die Arbeit selbst im unmittelbaren Austausch mit Naturverhältnissen stattfindet, was heißt das dann z.B. für industrielle Arbeitsweisen oder Arbeitsweisen im Sektorservice, für die dieses Austauschverhältnis nur vermittelt besteht? Wie können die Entfremdung von Naturbedingungen der Arbeit, die vielfache Vermittlung zwischen Arbeit und Natur in industriell, informationell und kapitalistisch organisierter Produktion begreifbar gemacht werden, um politische Praxen zu ermöglichen, dieses



Verhältnis zum Ausgangspunkt nehmen? Wie können die existierenden Vermittlungen *bewusst* gemacht werden, damit sie bewusst *gemacht* werden?

3. Die Art wie die unbezahlte Arbeit der Fürsorge organisiert ist, zementiert die Geschlechterungleichheit zwischen Männern und Frauen. Dieses Ausbeutungsverhältnis kann nur beendet werden, wenn die Frage der Gesellschaftlichkeit dieser Arbeit praktischer formuliert wird, nämlich als Frage nach der Zeit. Ein Beispiel: in Schweden, wo es zahlreiche staatliche Maßnahmen gibt, um die Produktion des Lebens gleichmäßig auf Frauen und Männer zu verteilen und wo dies auch in weiten Teilen der Gesellschaft zum Selbstverständnis von Männern und Frauen gehört, wird diese Arbeit dennoch nach wie vor überwiegend von Frauen gemacht und es gibt zugleich die im europäischen Vergleich häufigsten Ehekonflikte. Man erklärt das damit, dass es eine Frage der Zeit ist, bis sich die gleiche Verteilung der Arbeitsaufgaben eingespielt hat. Solche Erklärungen lassen jedoch den Zusammenhang zwischen den beiden Produktionsweisen, der Produktion der Lebens-Mittel und der Produktion des Lebens außer Acht. Eine gleichwertige Zeitverteilung kann nur erzielt werden, wenn diese Tätigkeiten auch in die gesellschaftliche Zeitrechnung mit einbezogen werden. Das würde bedeuten, dass die bezahlte Arbeit verringert werden muss, damit die unbezahlte von allen geleistet werden kann. Frigga Haug hat das ausführlich in ihrem Buch ‚Die Vier-in-einem-Perspektive‘ (2011, Argument-Verlag) dargestellt. Sie argumentiert, dass wir nicht nur Zeit für die Produktion des Lebens und der Lebens-Mittel brauchen, sondern auch Zeit politisch zu handeln, und Zeit unsere persönlichen Fähigkeiten, Vorlieben und Genüsse zu leben.

4. Damit kehren wir zurück zur Frage des Arbeit - Natur -Allianzverhältnisses (jetzt die unbezahlte Frauenarbeit einschließend). Um dieses Allianzverhältnis so zu entwerfen, dass Frauen und Männer ihre gesellschaftliche Natur im Ausgleich mit der außermenschlichen Natur entwickeln, braucht es eine Verringerung der Produktionszeit von Lebens-Mitteln, geringere Zeit in der bezahlten Arbeit. Das würde bedeuten und bedingen: Schonung der menschlichen gesellschaftlichen Natur, Schonung der außermenschlichen Natur, Aufhebung der Herrschaftsverhältnisse zwischen Arbeit und Natur und zwischen den Geschlechtern durch Aufhebung der Privatisierung der Natur und der Arbeit. Das müssen wir global denken und in Handeln umsetzen.

Geringere Produktion im Globalen Norden eröffnet zugleich einen Raum für globale Klimagerechtigkeit. Das heißt, Aufhebung der (Energie)Armut, Beendigung des Landraubs, des Abbrennens der Regenwälder, Verringerung der Extraktion von natürlichen Ressourcen, Erkämpfung der Ernährungssouveränität im globalen Süden. Eine geringere Produktion von Lebens-Mitteln im Globalen Norden könnte den Raum für eine Entwicklung öffnen, die im Globalen Süden andere Wege bei der Bekämpfung der Armut geht als die gegenwärtige Form industrieller Entwicklung, die uns an den Rand des Kollaps gebracht hat. Denn eines hat der Prozess der kapitalistisch organisierten Industrialisierung im Globalen Süden und Norden gezeigt: die Spaltung zwischen Arm und Reich innerhalb der Länder und zwischen den Ländern ist weltweit größer geworden.

Solche politischen Perspektiven erfordern die globale Solidarität der Arbeitenden, insbesondere die Solidarität der Arbeitenden im Globalen Norden mit den Arbeitenden im Globalen Süden, auf deren Ausbeutung als billige Arbeitskräfte und der Zerstörung ihrer natürlichen Lebensbedingungen der relative Wohlstand der im Norden arbeitenden beruht. Organisationen der Arbeitenden, ob sie Kleinbauern, Fischer, indigene Bevölkerungen, Lohnarbeiter*innen oder Frauen vertreten, könnten grundlegende Veränderungen erreichen, wenn sie sich verbündeten. Ist das nicht zu viel verlangt von Gewerkschaften, die ohnehin geschwächt sind und die Klimakrise als Bedrohung vieler Arbeitsplätze



erleben, die sie verteidigen wollen? Vielleicht – wahrscheinlich. Eines scheint mir jedoch sicher: ohne die aktive, vorwärts weisende kreative Kraft, ohne das Wissen der Arbeitenden (in der bezahlten und unbezahlten, der qualifizierten und der weniger qualifizierten Arbeit, im Globalen Süden und im Globalen Norden) werden ökologisch nachhaltige, gerechte, solidarische Gesellschaften nicht möglich werden. Eine sozialökologische Transformation mit den Arbeitenden und ihren Organisationen ist nicht einfach, ohne sie unmöglich.

Nora Rätzzel ist Soziologin an der Universität Umeå in Schweden. Sie war in den 80iger Jahren Mitglied des Forschungsprojektes Automation und Qualifikation, geleitet von Frigga Haug, hat mit Annita Kalpaka mehr als 20 Jahre über Alltagsrassismus geforscht und untersucht seit 2006 den Zusammenhang von Arbeit und Natur am Beispiel der umweltpolitischen Arbeit von Gewerkschafter*innen in Brasilien, Indien, Südafrika, Spanien, dem Vereinigten Königreich und Schweden, sowie von Kooperativen in Spanien, VK und Schweden.

